

I.

Schillers Iphigenie in Aulis und ihr Verhältniß zum gleichnamigen Drama des Euripides.

Von P. Rudolf Schmidtmayer.

Im Spätherbst des Jahres 1787 kam Schiller, wie seine Biographen erzählen, auf einer Reise, die er von Weimar aus unternahm, nach Bauerbach und von dort am 6. December nach Rudolstadt, wo er durch Wilhelm von Wolzogen, seinen Jugendfreund, mit der Familie von Lengefeld bekannt gemacht wurde.¹⁾ Hier in Rudolstadt, wie in dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Volkstädt, wohin unser Dichter im Mai des folgenden Jahres zog, erfreute er sich eines ruhigen, angenehmen und genussreichen Aufenthaltes und genoss in edler Gesellschaft eine gute und zugleich anregende Unterhaltung²⁾. Denn die beiden in der schönen Literatur wohlbelesenen Töchter der Witwe des Landjägermeisters von Lengefeld, Karoline und Charlotte, von denen die erste bereits an den Herrn von Beulwitz verlobt war, während die andere

¹⁾ Zwei Tage später schrieb Schiller von Weimar aus seinem Freunde Körner [Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner I, 142 (I, 221)]: «In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten, und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen lernen».

²⁾ «Der Sommer (des Jahres 1788) gehört», sagt Julian Schmidt in seinem Buche: «Schiller und seine Zeitgenossen» Leipz. 1863. II, S. 164, «zu den glücklichsten Perioden seines Lebens. Er gab sich unbedingt dem Genusse hin; er arbeitete eifrig — am Menschenfeind, am Geisterseher und an der niederländischen Rebellion; Nachmittag oder Abends war er mit der Familie zusammen theils in heiterem Naturgenuss, theils in gemeinsamer Lectüre». Ueber die Gegend von Rudolstadt und das Lengefeldische Haus schrieb Schiller an Körner am 25. April 1788 Folgendes [Göd. I, 181 (I, 284)]: «Die Gegenden sind dort überaus ländlich und angenehm, und ich kann da in seliger Abgeschlossenheit von der Welt leben. Das Lengefeldische Haus . . . wird mir den ganzen Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen. Es sind dort vier schätzbare Menschen beisammen, von sehr vieler Bildung und dem edelsten Gefühl. Sie sind auch schon in der Welt gewesen und haben eine glückliche Gemüthsstimmung zurückgebracht. Alles, was Lectüre und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zusetzen kann, finde ich da in vollem Maße; ausserdem viele musikalische Fertigkeit, die nicht den kleinsten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche. Diesem Zirkel gedenke ich alle Tage einige Stunden zu widmen». Die Gegend von Volkstädt beschreibt Schiller in einem Briefe an Körner vom 26. Mai 1788 (Göd. I, 191). Von dem Häuschen, das Schiller dort bewohnte, findet sich eine Abbildung im Schillerbuch von Dr. Constantin Wurzbach von Tannenberg. Wien, 1859, Tafel XXXIII.

Schiller bekanntlich später zur Frau nahm, wurden bald zu seinen vertrautesten Freundinnen, in deren Gesellschaft er gern weilte¹⁾. Die Unterhaltung in diesem Familienkreise, in welchem sich Schiller gewöhnlich abends von Volkstädt her einfand, bestand meist in gemeinsamer Lectüre und dieser verdankt unseres Dichters Iphigenie in Aulis die Veranlassung ihrer Abfassung. In Rudolstadt nämlich las er mit der älteren Schwester Karoline die Dramen des Euripides in der französischen Bearbeitung des Jesuiten P. Brumoy, und zwar mit dem lebhaftesten Interesse, da die beiden Fräulein sich mächtig von den Gedanken des griechischen Dichters angezogen fühlten²⁾. Ja sie fanden an dieser Lectüre ein so großes Gefallen, dass sie selbst aus Brumoy viele Stellen übersetzten, «um nur diese Reden, Gefühle und Bilder vermittelt ihrer Sprache in Herz und Seele aufzunehmen»³⁾. Einen nicht minder mächtigen und nachhaltigen Eindruck machte der griechische Tragiker auf Schillers Gemüth⁴⁾, den bereits die Lectüre der Odyssee in Vossens Uebersetzung, die er gleichfalls in Rudolstadt betrieb, und die ihm eine «völlig unbekannt, ganz neue Welt aufschloss»⁵⁾, für die Griechen eingenommen und begeistert hatte. Und fand er nicht bei Euripides Pathos und rhetorisches Gepränge, nicht auch Reflexion und sentimentalische Empfindungs-

¹⁾ «Ich habe mich hier», schrieb Schiller an Körner über seinen Aufenthalt in Volkstädt [Göd. I, 208, (I, 324)], «noch immer ganz vortrefflich wohl. Nur entschlüpft mir manches schöne Stündchen in dieser anziehenden Gesellschaft, das ich eigentlich vor dem Schreibtische zubringen sollte. Wir sind einander hier nothwendig geworden, und keine Freude wird mehr allein genossen. Die Trennung von diesem Hause wird mir sehr schwer sein, und vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach so gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb geworden, und ich bin es ihnen auch. Es war recht gut gethan, dass ich mich gleich auf einen vernünftigen Fuß gesetzt habe, und einem ausschließlichen Verhältnis so glücklich ausgewichen bin. Es hätte mich um den besten Reiz dieser Gesellschaft gebracht. Ich sollte mich wundern, wenn Euch diese Leute nicht sehr interessierten. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, was deine Weiber nicht haben, doch ist sie bei beiden dem Verstande subordiniert und durch Geistescultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewisse Coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt, als drückt. Ich rede gern von ernsten Dingen, von Geistesweben, von Empfindungen — hier kann ich nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Poesie überspringen».

²⁾ «Es ist uns», so schreibt Karolina als Frau von Wolzogen im Leben Schillers (I. Th. S. 270), «als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her, diese großen Darstellungen der Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit ergriffen uns im tiefsten Innern». Schiller (Charlotte von Lengefeld in Kochberg [Rudolstadt Aug. 1788]): «Gestern lasen wir in der Odyssee, und eine Scene aus den Phönicierinnen des Euripides hätte uns bald Thränen gekostet» (bei Gödeke, histor. krit. Ausgabe von Schillers Werken. Stuttgart, 1869, VI. B. S. 118).

³⁾ K. Hofmeister, Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke. I. Th. Stuttg. 1838. S. 104.

⁴⁾ «Er (Schiller) war von seiner neuen Beschäftigung» (der Lectüre Homers und der Tragiker in Rudolstadt), schreibt Tomaschek in dem Buche: «Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft», Wien, 1862, S. 47, «so ergriffen, dass er sich vornahm, in den nächsten 2 Jahren keinen modernen Schriftsteller mehr zu lesen. Keiner der Neueren, äußerte er, thäte ihm wohl, jeder führe ihn von sich selbst. Nur die Alten gäben ihm wahre Genüsse».

⁵⁾ Vgl. den Brief an Körner vom 20. Aug. 1788 bei Göd. a. a. O. I, 214 (I, 335).

weise¹⁾, Eigenschaften, die er in verwandter Weise in sich selbst trug? Musste nicht gerade dieser Tragiker, der unter seinen Genossen am meisten den modernen Dramatikern verwandt ist²⁾, den bereits für das griechische Alterthum schwärmenden Schiller anziehen und fesseln? Dies bestätigt auch Schillers Geständnis, dass er bei Euripides «dieselben Leidenschaften, dieselben Collisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften, bei der unendlichen Mannigfaltigkeit doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschennatur fand»³⁾. Zudem bot unserem Dichter, der um diese Zeit den Sturm und Drang zum größten Theil überwunden hatte, die Beschäftigung mit Euripides Gelegenheit, das Ziel zu erreichen, das er sich überhaupt vom Studium der Alten versprach, nämlich mehr Einfachheit in Stil und Sprache sich anzueignen und tiefer in ihren Geist einzudringen⁴⁾. Auch für seine dramatische Kunst hoffte er sich gute Früchte aus dem Studium des Euripides zu ziehen, denn wie der Brief an Körner vom 9. März 1789 beweist, bestand seine Absicht bei der Lectüre des griechischen Dichters darin, sich aus den Stücken desselben durch Abstraction der Mängel und durch Ablösung des Schönen, Wahren und Wirkenden ein Ideal dramatischer Kunst und Schreibweise zu bilden, um durch diese die seinige zu verbessern und zu vervollkommen⁵⁾. — Nach alledem darf es uns nicht wundern, dass Schiller auf die

¹⁾ Vgl. die Verse 640 ff. und 909 ff. in Euripides' Iphigenie in Aulis und Schillers Aufsatz: 'Ueber naive und sentimentalische Dichtung' im 12. B. von Schillers Werken. Cotta, 1847. S. 182. Chojevius (in der Geschichte der deutschen Poesie, 2. Th. S. 287) nennt Schiller den Vertreter der Reflexions-Poesie und des rhetorisch-lyrischen Ausdrucks. Vgl. noch Wackernagels Urtheil über den Charakter der Schillerischen Dichtung in dessen Poetik, 2. Auflage von L. Sieber. Halle 1888. S. 206.

²⁾ Vgl. G. Freitag, Die Technik des Dramas. Leipz. 1872. S. 241. ³⁾ L. Rudolph, Erläuterndes Wörterbuch zu Schillers Dichterwerken. Berl. 1869. I. B. S. 447. Vgl. Hoffmeister. a. a. O. S. 89.

⁴⁾ Schiller schreibt an Körner vom 20. Oct. 1788 aus Rudolstadt (Göd. I, 225): «Ich bin jetzt mit einer Uebersetzung der Iphigenie in Aulis aus Euripides beschäftigt. Ich mache sie in lamben; und wenn es auch nicht treue Wiedergabe des Originals ist, so ist es doch vielleicht nicht zu sehr unter ihm. Die Arbeit übt meine dramatische Feder, führt mich in den Geist der Griechen ein, gibt mir, wie ich hoffe, unvermerkt ihre Manier. — Zugleich liefert sie mir interessante Ingredienzien zum Merkur und zur Thalia, welche letztere sonst umsonst ihren Namen führen würde.»

⁵⁾ In dem angezogenen Briefe schreibt Schiller (Göd. II, 52): «Dein Urtheil über die Iphigenie unterschreibe ich im Grunde ganz, und die Gründe, aus denen du mich rechtfertigst, dass ich mich damit beschäftige, sind auch die meinigen: mehr Simplicität in Plan und Styl daraus zu lernen. Setze noch hinzu, dass ich mir, bei mehrerer Bekanntschaft mit griechischen Stücken, endlich das Wahre, Schöne und Wirkende daraus abstrahiere und mir mit Weglassung des Mangelhaften ein gewisses Ideal daraus bilde, wodurch mein jetziges corrigiert und vollends gerundet wird, — so wirst du mich nicht tadeln, wenn ich zuweilen darauf verfall, mich damit zu beschäftigen.» Vgl. dazu Körners Brief an Schiller vom 7. März 1787. Am 12. December 1788 schrieb Schiller an Körner unter anderem Folgendes: «Noch immer habe ich den Euripides vor. Die Iphigenie ist zwar nicht sein bestes Stück; aber es wäre nicht gut, wenn ich das beste gewählt hätte, um Lehrgeld darin zu geben. Die Hauptsache ist die Manier, die im Schlechtesten herrscht wie im Besten, und in jenem fast noch leichter bemerkt wird. Mein Styl hat diese Reinigung sehr nöthig. Ich hoffe, ehe ein Jahr um ist, sollst du an diesem Studium der Griechen — Studium kann ich es aber für jetzt kaum nennen — schöne Früchte bei mir sehen.» Im Briefe vom 26. Nov. 1790 heißt es unter anderem (Göd. I, 387): «Ehe ich der griechischen Tragödie durchaus mächtig bin und meine dunklen Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein», und schließlich lesen wir in einem anderen Briefe an denselben Körner (vom 24. Oct. 1791, Göd. I, 427): «Jetzt bin ich beschäftigt, den Agamemnon des Aischylos zu übersetzen; theils um den ersten Band meines griechischen Theaters fertig zu bringen, theils der Thalia wegen, für die ich einige Akte bestimme. Ueberhaupt und vorzüglich aber strebe ich durch diese Uebersetzung der tragischen Dichter nach dem griechischen Styl, was du auch dagegen magst auf dem Herzen haben.»

Bitte der Lengfeldischen Fräulein, ihnen einige Stücke des Euripides ins Deutsche zu übertragen, gern und freudig eingieng. Diese versprachen sich nämlich, den liebge gewordenen Euripides in Schillers edler und klarer Sprache erst recht genießen zu können, was ihnen, wie Joh. Schierr meint¹⁾, die französische Bearbeitung Brumoy's wegen ihrer durch und durch conventionellen Sprache nicht ermöglichte.

Dass aber unter den vielen erhaltenen Stücken des Euripides Schiller gerade die Iphigenie von Aulis zur Uebertragung sich auswählte, «mochte wohl», wie sich Hoffmeister ausspricht²⁾, «durch Goethes Iphigenie in Tauris veranlasst sein, welche vor Kurzem erst erschienen war». Auch plante in der That Schiller über jenes Drama Goethes eine längere Abhandlung zu schreiben, in welcher er dasselbe ausführlich besprechen und gründlich beurtheilen, und in die er auch Uebersetzungsproben einstreuen wollte. Die Arbeit blieb leider unvollendet³⁾. Es ließ ja auch wohl die gute Aufnahme, welche das Göthische Stück gefunden hatte, die Hoffnung berechtigt erscheinen, dass ein ähnlicher Stoff in deutscher Bearbeitung die Zeitgenossen ansprechen werde. Ausschlaggebend aber dünkt uns für die Wahl dieses Dramas der edle Charakter seiner Heldin gewesen zu sein, wenn wir einestheils das günstige Urtheil Schillers über denselben in Betracht ziehen⁴⁾, andertheils bedenken, dass Schiller bei dieser Wahl gewiss auch von seinen Freundinnen beeinflusst worden sein mag, denen eben unser Stück aus den gleichen Gründen ein großes Wohlgefallen abgewonnen haben mochte.

Die Uebertragung wurde in Rudolstadt begonnen, was der am 20. Oct. 1788 an Körner gerichtete Brief beweist, und noch in diesem Jahre, und zwar im December, in Weimar vollendet⁵⁾, wohin Schiller am 12. November zurückgekehrt war. Die Iphigenie war Schiller auch insofern von Nutzen, als sie ihm, wie er in einem früher citierten Briefe sagt, eine interessante Ingredienz zur Thalia lieferte, in deren 6. und 7. Heft v. J. 1789 sie abgedruckt wurde⁶⁾.

Wie bereits im früheren erwähnt wurde, las Schiller in Rudolstadt den Euripides mit den Lengfeldischen in der französischen Uebersetzung von P. Brumoy⁷⁾. Diese nun benutzte er auch bei der Reproduction der Iphigenie in Aulis. Hierüber lassen

¹⁾ In dem Buche: «Schiller und seine Zeit». Leipz. 1860. II. B. S. 127. ²⁾ A. a. O. S. 104.

³⁾ Das Bruchstück ist abgedruckt in Gödekes hist. krit. Ausg. VI. B. S. 239 ff. Die in demselben enthaltenen Uebersetzungen aus Euripides sind, wie Gödeke ebendasselbst in der Anm. zur Zeile 15 auf S. 243 bemerkt, nach Brumoy mit Vergleichung der Uebersetzung von Barnes und seltener Berücksichtigung des Originals ausgearbeitet. ⁴⁾ Vgl. Gödeke, hist. krit. Ausg. B. VI, S. 231 f.

⁵⁾ Vgl. den Brief Schillers an Körn. v. 12. Dec. 1788 und v. 14. Nov. 1788 (Göd. I, 246, I, 233).

⁶⁾ Das 6. Heft erschien im Februar 1789 (vgl. Göd. II, 48), das 7. zur Zeit der Ostermesse desselben Jahres.

⁷⁾ Wie wir aus den Anmerkungen, die Schiller seinem verdeutschten Stücke beigegeben hat, mit Sicherheit schließen können, hat er die Ausgabe des «Théâtre grec par le P. Brumoy» von M. Prevost, die 1785 in Paris im Drucke erschien, benützt. Wie Tomaschek a. a. O. S. 47, A. 46 vermuthet, hat Wieland unserem Dichter das Théâtre grec von Brumoy geliefert. Die Brumoy'sche Uebersetzung ist eine ganz freie und nach französischem Geschmack gefertigte. Der Herausgeber Prevost deckt in den beigegebenen Bemerkungen die grellsten Abweichungen vom griechischen Originale auf, welches er auch stellenweise zum Vergleich heranzieht. In manchen Büchern ist von zwei französischen Uebersetzungen die Rede, die Schiller benützt haben soll. Dies ist indes ein Irrthum; denn Prevost gab keine neue Uebersetzung heraus, sondern nur die des P. Brumoy, welche er mit vielen Bemerkungen bereicherte.

einstheils die folgenden Worte, die wir in dem am 20. Oct. 1788 an Körner gerichteten Briefe lesen ¹⁾: «Ich bin jetzt mit einer Uebersetzung der Iphigenie in Aulis aus Euripides beschäftigt. Ich habe den griechischen Text, die lateinische Uebersetzung und das ‚Théâtre grec von P. Brumoy‘, keinen Zweifel aufkommen, anderentheils beweisen dies die Urtheile Schillers über Brumoys Uebersetzung in den Anmerkungen, die er seiner Iphigenie angefügt hat²⁾. Als Hauptgrundlage bei der Arbeit diente indes dem deutschen Dichter die lateinische Uebersetzung des Engländers Josua Barnes, der seiner Zeit zu den größten Bewunderern und Lobrednern des Euripides zählte³⁾. Für diese Behauptung haben wir den besten Gewährsmann, Schiller selbst, welcher seinem Freunde Körner am 9. März 1789 von Weimar aus unter anderem das Folgende schrieb (Göd. I, 287): «Zeit und Mühe hat es (die Beschäftigung mit Euripides und die Uebertragung seiner Iphigenie in Aulis) mir allerdings gekostet, und das, was im Euripides schlecht war, bei weitem am meisten. Die Chöre haben durch mich gewonnen, d. h. was sie bei manchem anderen Uebersetzer nicht gewonnen hätten; denn vielleicht sind sie im Original durch die Diction vortrefflich. Wenn du nun die zwei letzten Akte vollends hast (die deine Idee sowohl vom Originale als von der Uebersetzung vielleicht noch verbessern), so mache dir den Spass, meine Uebersetzung mit der lateinischen des Josua Barnes zusammenzuhalten; denn diese lateinische war, als die treueste, mein eigentliches Original: dann wirst du mir vielleicht eingestehen, dass ich einen grossen Grad eigener Begeisterung nöthig hatte, und dass ich von dem Meinigen habe zusetzen müssen, um sie so leidlich zu liefern. Ich fordere viele unserer Dichter auf, die sich so viel auf ihr Griechisch und Lateinisch zu gute thun, ob sie bei so wenig erwärmenden Text nur so viel geleistet hätten, als ich leistete. Ich konnte nicht wie sie mit den Feinheiten des Griechischen mir helfen — ich musste mein Original errathen oder vielmehr, ich musste mir eins schaffen.» Auch wissen wir, dass sich Schiller während seines Aufenthaltes in Rudolstadt im October 1788 vom Verleger S. L. Crusius Euripides' (und Sophokles') Tragoedien mit lateinischer Uebersetzung schicken ließ⁴⁾. Von diesem Leipziger Verleger und Buchhändler bekam er die Musgravishe Edition, welche nach Gödekes Meinung⁵⁾ der Leipziger Nachdruck der Oxforder Ausgabe des Euripides ist (unter dem Titel: Euripidis Tragoediae, Fragmenta, Epistulae ex editione Josuae Barnesii rec. Sam. Musgrave (Oxon 1778), nunc recusae et auctae etc. Lipsiae 1778—88, III, vol. 40), und in welcher Ausgabe sich auch die lateinische Uebersetzung des J. Barnes befand⁶⁾. Doch noch eine dritte, und zwar eine deutsche Uebersetzung des Euripides hatte Schiller bei seiner Arbeit zur Hand, deren Benutzung er auffallender Weise seinem Freunde Körner verheimlichte. Es ist dies die Uebersetzung Steinbrüchels, in dessen

¹⁾ Göd. I, 227. ²⁾ Diese sind abgedruckt in Gödekes hist. krit. Ausg. VI. B. S. 229 ff.

³⁾ Vgl. Sittl, griech. Literaturgesch. München. 1887. 3. Th. S. 322.

⁴⁾ Vgl. Gödeke, Geschäftsbriefe Schillers. Leipz. 1875. S. 52.

⁵⁾ In den Geschäftsbriefen, S. 52.

⁶⁾ Uns stand nicht diese Ausgabe, sondern eine ältere gleichfalls mit der Uebersetzung des Barnes ausgestattete zu Gebote mit dem Titel: Ἐυριπίδου σωζόμενα πάντα. Tragoediae XX, — fragm. — scholia — opera et studio Josuae Barnesii etc. Cantabrigiae. Ann. Dom. MDCXCIV.

tragischem Theater der Griechen' sich auch eine verdeutschte Iphigenie in Aulis des Euripides findet. Schiller ließ sich nämlich neben den früher erwähnten Ausgaben der Werke des Sophokles und Euripides auch Steinbrüchels deutsche Uebersetzungen derselben schicken, und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass er diese nur für die geplanten Uebersetzungen aus dem Euripides brauchen konnte. Uebrigens hat Fritz Jonas¹⁾ als Resultat der von ihm angestellten Vergleichung der Schillerischen Iphigenie mit der von Steinbrüchel die Behauptung hingestellt (a. a. O. S. 196), dass Schiller, wenn auch nur an wenigen Stellen (die er S. 197 ff. anführt), so doch sicherlich Steinbrüchel benützt hat.

Schiller hatte somit der Hilfsmittel genug, um eine ‚leidliche‘ Uebersetzung²⁾ zu liefern. Aber eben dieser Umstand, oder besser gesagt, diese Thatsache ist zu nichts mehr als dazu geeignet, in jedem schon im vornherein das Bedenken wachzurufen, ob Schillers verdeutschtes Drama wirklich eine Uebersetzung aus dem Euripides ist, wie er sie in der That genannt hat³⁾. Für den Zweck unserer Darstellung zu constatieren, wie und in welchem Umfange Schiller das griech. Original benützt hat, ist ohne Zweifel die Frage, ob der deutsche Dichter zur Zeit, als er die Iphigenie in Aulis schrieb, des Griechischen in dem Maße mächtig war, dass er jenes Stück unmittelbar nach dem griech. Text ausarbeiten konnte, von grosser Bedeutung. Ihre Lösung mag uns darum zunächst beschäftigen.

In der Lateinschule zu Ludwigsburg wurde der junge Schiller⁴⁾ — er verweilte in derselben von 1768—72, also vom 9. bis zum 13. Lebensjahre — im Latein gut unterrichtet, und las auch römische Dichter, so den Horaz, Vergil, Ovid, welche Professor Jahn in den Lateinstunden übersetzen ließ. Er hörte auch Unterricht im Griechischen, das jedoch erst in der 3. und wahrscheinlich auch in der erst zur Zeit, da Schiller die Schule besuchte, eingerichteten 4. Classe gelehrt wurde⁵⁾. In diesen beiden Classen also holte sich unser Schiller die ersten Kenntnisse in der griech. Sprache. Allein diese waren weder tief noch umfangreich, denn den Ludwigsburger Schülern wurden, wie die Schillerbiographen ohne Ausnahme sagen, nur die Anfangs-

¹⁾ Im Archiv für Literaturgeschichte. 7. B. Leipz. 1878. S. 195. Auch lassen gelegentliche Bemerkungen Schillers über die Uebersetzungsarten seiner Auctoren den Schluss berechtigt erscheinen, dass er neben Brumoy und Barnes noch einen anderen Uebersetzer benützt hat. So spricht er in der Anm. zum 337. V. seiner Iphigenie von Brumoy und «anderen Uebersetzern» und in der zu V. 902 vertheidigt er seine Uebersetzung gegen die «anderer Uebersetzer».

²⁾ So nennt Schiller selbst in bescheidener Weise seine Iphigenie in der S. 7. angezogenen Briefstelle.

³⁾ Der Titel des Stückes lautet (vgl. Göd. krit. Ausg.): «Iphigenie in Aulis, überhaupt aus dem Euripides».

⁴⁾ Von ganz geringer Bedeutung war ohne Zweifel der Unterricht in den griech. Elementen, den Schiller im 6. und 7. Lebensjahre nach Tomaschek (a. a. O. S. 58. A. 3) beim Pfarrherrn Moser in Lorch genossen haben soll. Uebrigens erzählt Christophine Reinwald, geb. Schiller, in einer Skizze über Schillers Jugendjahre (mitgetheilt von Bexberger im I. B. des Archiv für Literaturgesch. v. J. 1890 S. 455), dass jener Pfarrer nur den Anfang im Latein mit ihm machen und sogar auch im Griechischen etwas versuchen wollte, was aber der Vater nicht für gut fand.

⁵⁾ Vgl. Boas — Maltzahn, Schillers Jugendjahre. Hannover, 1856. I. B. S. 74. Minor, Schiller, sein Leben und seine Werke. Berlin, 1890, I. B. S. 65.

gründe des Griechischen beigebracht. Gleichwohl fehlte es dem jungen Schiller nicht an dem nöthigen Fleiße, was daraus erhellt, dass er aus dem Griechischen, Lateinischen (und Hebräischen) bei allen 4 Landexamina die beste Fortgangsschule, nämlich ein doppeltes A, erhielt¹⁾. «Oberpræceptor Jahn beschleunigte ihm», schreibt Boas (a. a. O. S. 82), «nach einer Vorprüfung beim Eintritte in die Karlsakademie: «er übersetzte die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische neue Testament, mit ziemlicher Fertigkeit». Er dürfte hiernach nur das Wichtigste aus der griech. Sprachlehre gelernt und unter der Leitung seiner Lehrer Uebersetzungsübungen aus den in griech. Sprache abgefassten neutestamentlichen Büchern gemacht haben; denn mehr ließ sich in den zwei Jahren nicht leisten, zumal in der 3. und ohne Zweifel auch in der 4. Classe der Lateinschule das Latein den Mittelpunkt des Unterrichtes bildete²⁾, und in jener Zeit das Griechische allgemein «nur kärglich», wie Hoffmeister sich ausdrückt³⁾, gelehrt wurde. Griechische Schriftsteller wurden auf der Lateinschule nicht gelesen; wenigstens ist uns hierüber nichts überliefert, und es ist mit Hinsicht auf den beschränkten und kärglichen Unterricht im Griechischen zum mindesten unwahrscheinlich. Wohl glaubt Minor⁴⁾, dass Schiller schon zu dieser Zeit dem Plutarch gelesen habe, wozu er durch den Inhalt der von Schiller 1771 dem Special Zilling gewidmeten Dankesschrift in Versen geführt wurde. In dieser nämlich führt der junge Schiller den Gedanken aus, dass man nicht immer fleißig sein könne, vielmehr Ruhe und Arbeit im Leben abwechseln müsse, und erläutert denselben an Beispielen aus der Natur, Mythologie und Geschichte. Letztere nun, meint Minor, holte er aus Plutarch, und es sei anzunehmen, dass er diesen Auctor gelesen habe. Letzteres mag stattgefunden haben, doch las ihn Schiller gewiss nicht im Originaltext, denn es ist nicht recht glaublich, dass er, der erst die Anfangsgründe gelernt hatte, ohne Beihilfe einen griechischen Auctor hätte selbstständig lesen und verstehen können. Auch widerspricht dieser Annahme das Geständnis Schillers in einem Briefe an Humboldt, dass er im Griechischen nicht über das neue Testament hinausgekommen sei⁵⁾.

¹⁾ Vgl. Palleske, Schillers Leben und Werke. 11. Aufl. I. B. S. 45.

²⁾ Vgl. Boas, a. a. O. S. 74. «Die Ludwigsschule war eine Vorbereitungsschule für die Klosterschule, in der Theologie gelehrt wurde. Hauptsache war der lateinische Unterricht, vom Griechischen und Hebräischen wurden nur die Anfangsgründe gelehrt». Joh. Scherr, Schiller und seine Zeit. Leipz. 1860, I. S. 80.

³⁾ A. a. O. I, S. 14. ⁴⁾ A. a. O. S. 69.

⁵⁾ Vgl. Tomaschek, a. a. O. S. 58. A. 3. Uebrigens fehlte es dem Schiller in dieser Zeit an der nöthigen Zuneigung zu den classischen Schriftstellern insgesamt. Vgl. Cholevius a. a. O. II, 121. «In der Ludwigsschule», schreibt Boas a. a. O. S. 72, «erwarb sich Schiller nur durch lateinische Kenntnisse Lob. In den anderen Wissensfächern, in geistigen Kräften und Fähigkeiten ragte er nicht auffallend hervor», und weiter S. 75: «Und selbst an den lateinischen Dichtern Ovid, Horaz, Vergil hing der junge Schiller nicht mit besonderer Innigkeit, wenigstens bemerkte keiner seiner Mitschüler eine solche an ihm». Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht, dass Schiller später als Recensent der Casualgedichte seines Lehrers M. Joh. Ulrich Schwindraheim (diesen hatte er in der 4. Classe der Lateinschule) bedauerte, dass dieser seine Zeit nur dem Studium der Alten gewidmet und die Neueren ganz verabsäumt habe. Minor, a. a. O. S. 66.

13 Jahre alt verließ Schiller die Ludwigschule und wanderte Mitte Januar 1773 «mit 15 latein. Büchern unter dem Arme» nach der Militärpflanzschule auf der Solitude. In den noch unvollständigen Lehrplan dieser in militärischen Formen die Ziele unserer Untergymnasien verfolgenden Anstalt waren auch die classischen Sprachen aufgenommen. Die Leitung derselben hatte der einstmalige Oberpræceptor Schillers in Ludwigsburg, Professor Jahn, der 1771 vom Herzog nach der Solitude berufen worden war. Leider war aber hier der Unterricht in den classischen Sprachen untergeordneten Kräften überlassen¹⁾; es wurde nur Aesop gelesen, ein gewiss nicht schwieriger Auctor. Schiller zeichnete sich auch hier aus, denn er erhielt am 14. December 1773 den ersten Preis für die beste Uebersetzung aesopischer Fabeln, was aber nicht viel zu bedeuten hat, wenn man bedenkt, dass diese die einzige Lectüre der Akademieschüler waren und unsere Quartaner nicht mit vielen Schwierigkeiten den gleichen Stoff lesen und übersetzen. Auch im folgenden Jahre (1774) wurde Aesop gelesen (in 3 Stunden in der Woche und Hamburgers fabulae aesopicae, 150 an der Zahl, absolviert und wiederholt, Minor, a. a. O. S. 111), woraus zu schließen ist, dass sich mit den Schülern auf der Solitude nicht viel machen ließ. Da in diesem Jahre Jahn wieder nach Ludwigsburg gieng, erhielt Schiller in dem tüchtigen Gräcisten Nast 1775 einen neuen Lehrer. Bei diesem hörte er ein dreistündiges Pensum über Homer, der jedoch mit Schwierigkeit gelesen wurde. «Die Folgen dieses Unterrichtes aber», sagt Minor a. a. O. S. 113, «waren nicht tief; in einem Briefe an Humboldt erinnert sich Schiller überhaupt nicht, den Homer im Original gelesen zu haben und im Griechischen über das neue Testament nicht hinausgekommen zu sein. Er nennt auch Nast in einem Briefe an seine Braut als den Lehrer, bei dem er Griechisch hätte lernen sollen»²⁾. Unter diesem Lehrer gieng Schiller sichtlich zurück: obwohl er bis 1774 aus Latein und Griechisch die Noten gut oder recht gut erhielt, überflügelten ihn 1775 alle seine Mitschüler, ja er blieb seitdem immer der letzte. In den folgenden Jahren beschäftigte sich Schiller immer mehr mit eigenen poetischen Versuchen und las lieber deutsche Dichter; der einzige Vergil fesselte noch sein Interesse. Im Jahre 1779 wurde er durch den Lehrer Friedr. Ferd. Brück mit Plutarch bekannt gemacht, dessen Heldenbiographien den jungen Schiller begeisterten. Allein mit der Kenntnis des Griechischen stand es bei ihm und seinen Collegen noch immer schlimm, denn als Nast 1780 wieder den Homer las, musste er ihnen wegen ihres mangelhaften Verständnisses der griechischen Sprache ausgewählte Partien aus demselben in Bürgers deutscher Uebersetzung vorlesen³⁾.

¹⁾ Vgl. Minor, a. a. O. S. 110. Jahn las 1773 mit seinen Schülern den Terenz, den er im folgenden Jahre (in 6 wöchentlichen Stunden) abthat, im letzteren Jahre cursorisch ein Buch aus Ciceros Briefen und Horaz' kritische Dichtkunst.

²⁾ «Im Griechischen blieben seine Kenntnisse», schreibt Tomaschek a. a. O. S. 58, A. 3 von Schiller, «nur gering». Später schreibt Schiller (Jena, 15. Nov. 1789, Schitter und Lotte, 483 f.) an seine Braut: «Es sind dort (er spricht von seinem Vaterlande) einige brave Männer, die meine Lehrer waren und die noch viel Vertrauen zu mir haben» und erwähnt eines Projectes zur gemeinsamen Veranstaltung einer deutschen Ausgabe der griechischen Tragiker, das ihm von einem gewissen Professor der griech. Literatur ‚Nast‘ gemacht sei; er fügt aber bei, dass er bei diesem das Griechische gelernt oder vielmehr hätte lernen sollen«. Vgl. Boas, a. a. O. I, 117.

³⁾ Vgl. Minor, a. a. O. S. 165, Tomaschek, a. a. O. S. 58.

Seit dem Austritte aus der Akademie gab sich Schiller nicht mehr mit dem Studium der alten Schriftsteller ab, und erst 1788 finden wir ihn in Rudolstadt Homer und Euripides — in Uebersetzungen lesen. Wohl begeisterte ihn der Besuch des Mannheimer Antikensaales, bei dem er sich vom Hauche des griechischen Genius ergriffen fühlte, für die Kunst der Griechen, wohl gab er in der Selbstrecension der Anthologie¹⁾ wegen seiner Regellosigkeit sich selbst den Rath, zu den alten Griechen in die Schule zu gehen, und sehnte sich in einem Briefe an Dalberg aus dem Norden des Geschmacks in ein griechisches Klima, das ihn zum wahren Dichter erwärmen würde²⁾, doch er hatte nicht Selbstbeherrschung genug, oder er fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen, um die mustergiltigen Griechen zu studieren. Es bedurfte ernster und entschiedener Mahner, und diese fand er in Weimar, wohin er sich 1787 begab, an Wieland und Herder³⁾. Und erst seit dieser Zeit datiert seine eindringendere Beschäftigung mit den Griechen, als deren Früchte die Gedichte: «Die Götter Griechenlands» und «die Künstler» anzusehen sind⁴⁾, und in entfernterer Weise die «Iphigenie in Aulis».

Der Unterricht, den der junge Schiller in der Ludwigsburger Lateinschule und in der Karlsakademie genoss, war nach dem Gesagten gewiss nicht dazu angethan, ihn für die Lectüre griechischer Schriftsteller zu befähigen. Wir haben auch gesehen, dass er weder zu derselben angeregt wurde, noch aus freien Stücken und innerem Drange eine solche betrieben hat. Ueber ersteren Punkt lassen noch folgende Worte aus einem Briefe an Körner vom Jahre 1789⁵⁾ keinen Zweifel aufkommen: «Warum habe ich nicht Griechisch genug gelernt, um einen Xenophon und Thukydidés zu lesen?», während den letzteren das Geständnis des älteren Schiller bestätigt, dass er in dem entscheidenden Alter, in welchem die Gemüthsformen am meisten für das ganze Leben

¹⁾ Es lässt wohl der Mangel an antiken Stoffen in seinen Jugendgedichten darauf schließen, dass der Unterricht in den classischen Sprachen, den er in der Ludwigsburger Lateinschule und in der Karlsakademie genoss, keinen mächtigen Eindruck auf ihn machte. In der Anthologie werden nur in fünf Gedichten antike mythologische Stoffe behandelt, u. zw. in der «Nacht der Musen», in «Journalisten und Minos», im «Satyr und die Musen», in der «Gruppe aus dem Tartarus», und «im Elysium», wovon sich die letzten zwei an mythologische Vorstellungen aus dem VI. Buche der Vergilischen Aeneide anlehnen, während die ersten drei einen travestierenden Charakter haben. Das Substrat zur lyrischen Operette «Semele» gaben ihm Ovids Metamorphosen. Uebrigens gefiel ihm diese im Jahre 1789 nicht mehr, ja sie war ihm damals ein Greuel. «Griechische Maße und Ruhe», sagt Minor a. a. O. S. 477 über dieses Product, «sind dem Dichter kein Bedürfnis». Seine Uebersetzung endlich eines Bruchstückes aus Vergils Aeneis ist ohne Zweifel durch Bürgers Uebersetzung dieses römischen Dichters hervorgerufen. Vgl. Minor, a. a. O. S. 166.

²⁾ Vgl. Tomaschek, a. a. O. S. 26 f.

³⁾ Wieland «warf ihm (Schiller)», sagt Tomaschek a. a. O. S. 49, «unumwunden den Mangel an Correction, Reinheit und Geschmack vor, er fand in seinen Werken nicht Delicatesse und Feinheit. In dem Verkehr mit ihm lag der fortwährende Hinweis, seine lückenhafte Kenntnis der alten Literatur, insbesondere jener der Griechen, zu ergänzen, und dadurch dem Fortschritt seiner Dichtung selbst zu Hilfe zu kommen».

⁴⁾ «Die Götter Griechenlands» erschienen im März 1788 im Mercur Wielands. «Schon die Wahl des Stoffes und die größere Correctheit der Bearbeitung stellt die Beziehung zu Wieland in jener Zeit außer Zweifel». Tomaschek, a. a. O. S. 48. «Die Künstler» wurden Februar 1789 vollendet, auf deren schließliche Ausarbeitung Wieland gleichfalls wirkte.

⁵⁾ Vgl. Göd. Bfw. m. Körn. II, 333 (II, 125).

bestimmt werden, im Alter vom 14—24. Jahre nur aus modernen Quellen sich genährt, die griechische Literatur völlig verabsäumt und selbst aus dem Latein nur sehr sparsam geschöpft habe¹⁾.

Aber konnte der talentvolle Dichter, als er 1788 an die Lectüre und Uebersetzung des Euripides gieng, bei seinem strebsamen Geiste und regen Fleiße nicht nachgeholt haben, was in den früheren Jahren zu lernen ihm weniger gegönnt gewesen war? Für die Wahrscheinlichkeit einer solchen, auf den ersten Blick sehr bestechenden und ganz plausibel scheinenden Annahme spricht sich Minckwitz aus²⁾; leider ist er den Beweis schuldig geblieben, denn sein Hinweis auf Schillers Verdeutschung der Euripideischen Iphigenie stützt sich auf die gleichfalls unbewiesene und falsche Voraussetzung, dass Schiller wesentlich nach dem griechischen Text übersetzt und eine lateinische Interpretation (!) nur als Beihilfe benützt habe. Dass dem nicht so ist, wie Minckwitz meint, lehrt uns einerseits das Geständnis Schillers, dass die lateinische Uebersetzung des J. Barnes sein eigentliches Original war, an das er sich vorzugsweise halten musste, da er sich mit den griechischen Feinheiten nicht zu helfen wusste, andererseits die schon früher berührte Klage (die wir in einem Briefe vom J. 1789 lesen), dass er Griechisch nicht genug gelernt habe, um nur den Xenophon lesen zu können, und schließlich ein Brief Schillers an W. von Humboldt vom 9. Januar 1795. In diesem nämlich theilt unser Dichter diesem Freunde mit, dass er sich jetzt d. i. im J. 1795, also 6 Jahre nach dem Erscheinen der Iphigenie, ernstlich entschlossen habe, das Griechische zu betreiben, was ihm schon längst im Sinne läge³⁾. Es ist also Schiller in der Zeit bis zum Jahre 1795 ohne Zweifel gar nicht zum Studium des Griechischen gekommen. Auch eine Bitte richtet er an den Freund, nämlich die, ihm eine gute griechische Grammatik, ein gutes griechisches Wörterbuch und eine Schrift über die Methode beim Studium des Griechischen und über die Eigenthümlichkeiten desselben namhaft zu machen. Außerdem gesteht er offen, dass seine Kenntnisse des Griechischen mehr im Wissen von Wörtern als Regeln bestehen, die er ziemlich alle vergessen habe. Wäre dies aber möglich gewesen, wenn Schiller, wie Minckwitz annehmen will, in dem Jahre 1788 gründliche Kenntnisse im Griechischen gehabt hätte, die er für eine selbstständige Uebersetzung nicht hat entbehren können? Hätte er, wenn dies der Fall war, nach 6 Jahren erst nach einer griechischen Grammatik, einem Wörterbuch und einer Einführungsschrift in das Studium der griechischen Sprache sich erkundigen brauchen? — Der Erwägung wert ist aber auch der Umstand, dass Schiller Körner, dem er doch so eingehend über seine Iphigenie Bericht erstattete, gar nichts von Vorstudien zu dieser Arbeit mittheilt. — Schließlich sind wir in der Lage, unsere Meinung von Schillers ungenügender Kenntnis der griechischen Sprache mit dessen eigenen Worten zu stützen und hiedurch der Annahme des Uebersetzers Minckwitz allen Boden zu entziehen. Am 20. August d. J. 1788 nämlich, also in dem Jahre, in dem Schiller die Iphigenie abfasste, schreibt

¹⁾ Vgl. den Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt in den Jahren 1792—1805. Stuttg. und Tübingen, 1830, S. 259, Brief vom 26. Oct. 1795, und Hoffmeister, a. a. O. II, 78 f.

²⁾ In der Einleitung (S. 74) zu seiner Uebersetzung der Eur. Iph. in Aulis im 19. Bdch. seiner verdeutschten Dramen des Euripides. Stuttg. o. Ihrz.

³⁾ Vgl. den Briefwechsel mit Humboldt. S. 290. Tom. a. a. O. S. 387 f.

er von Rudolstadt an Körner unter anderem das Folgende¹⁾: «Du wirst finden, dass mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußert wohl thun — vielleicht Classicität geben wird. Ich werde sie in guten Uebersetzungen studieren — und dann — wenn ich sie fast auswendig weiß, das griechische Original lesen; auf diese Weise getraue ich mir spielend griechische Sprache zu studieren». Dieser Brief ist nur ein Vierteljahr vor dem geschrieben, in welchem der Dichter Körner mittheilt, dass er sich mit der Uebertragung der Euripideischen Iphigenie in Aulis beschäftige²⁾. Er war eben, wie selbst sein Lobredner Soh. Scherr eingestehen muss (a. a. O. S. 127), «in seinen Schuljahren über die Rudimente des Griechischen nicht weit hinausgekommen, und wenn er glaubte, auf die angegebene Weise spielend Griechisch zu lernen, so war dies nichts anderes als Täuschung, die aber zugleich Zeugnis davon gibt, wie unzulänglich sein ehemaliger Unterricht in dieser Sprache gewesen war» und, fügen wir hinzu, dass es eine große Kühnheit war, bei so ungenügenden Vorkenntnissen sich an eine so schwere Aufgabe zu wagen³⁾.

Zuguterlezt soll noch eines argen Versehens Erwähnung geschehen, das Schiller bei der Besprechung einer Stelle der Euripideischen Iphigenie sich hat zuschulden kommen lassen. In der Anmerkung zum Verse 1401 seines Stückes weiß er nämlich nicht genau anzugeben, ob Barnes mit der Uebersetzung: *Quodnam meorum malorum sumam exordium? Omnibus enim licet uti primis et postremis et mediis et ubique* richtig den Sinn der folgenden Verse im griechischen Texte getroffen hat (Eur. 1124—27):

Τὴν ἄν λάβοιμι τῶν ἐμῶν ἀρχὴν κακῶν;
Ἄπασι γὰρ πρότοισι χρήσασθαι πάρα,
Κὰν ὑστάτοισι, κὰν μέσοισι πανταχοῦ.

Und merkwürdig genug! Um sich aus der Verlegenheit zu helfen, gibt er der Ansicht Ausdruck, es könnte vielleicht diesen Worten des Euripides eine Anspielung auf irgend eine griechische Gewohnheit zugrunde liegen, dergleichen man in Euripides mehrere finde. Natürlich «da der Reiz, den eine solche Anspielung auf ein griechisches Publikum haben konnte, bei uns wegfällt», fürchtet er, dem griechischen Dichter durch eine treue Uebersetzung einen schlechten Dienst zu erweisen, und schreibt ohne Scrupel:

Ich Unglückselige! Wo fang ich an?
Bei welchem unter allen meinen Leiden?
Verzweiflung, wo ich beginnen mag,
Verzweiflung wo ich enden mag.

Es ist klar, dass man das eine Uebersetzung des Euripides nicht nennen kann. Schiller konnte sich eben mit dem Griechischen nicht helfen, auch Barnes' Ueber-

¹⁾ Vgl. den Briefwechsel mit Körner I, 335 (Göd. I, 214).

²⁾ Körner antwortete Schiller auf die citierte Aeußerung (Briefw. I, 338 f.): «Uebrigens habe ich gegen deine Art, sie (die Alten) zu studieren, nichts einzuwenden. Der Eindruck des Ganzen geht immer verloren, wenn man sie zuerst in einer Sprache liest, die uns weniger geläufig ist».

³⁾ Uebrigens war Schiller auch des Englischen nicht so weit mächtig, dass er, was er selbst eingestanden hat, nicht imstande war, Shakspeare in allen Einzelheiten zu folgen. (Vgl. Prof. Gebhard Schatzmanns verdienstvolle Programmabhandlung der k. k. d. St.-Realschule in Trautenau v. J. 1889, S. 22 und 19.) Und doch übersetzte er Shaksperes «Macbeth»!

setzung gab ihm keinen guten Sinn und darum sah er sich aufs Errathen des Sinnes angewiesen (er musste sich denselben erst selbst schaffen. Vgl. S. 7 uns. Abh.)

Für die Beurtheilung von Schillers Kenntnis des Griechischen fällt auch der Umstand in die Wagschale, dass er, statt zu den griechischen Originalwerken zu greifen, den ihm so lieben Plutarch in der Uebersetzung von Schirach ¹⁾, Homers Odyssee in Vossens Verdeutschung ²⁾, die Ilias sogar in einer prosaischen Uebersetzung ³⁾, den Euripides in der Bearbeitung Brumoy's las. Nicht unerwähnt wollen wir noch lassen, dass Schiller den Plan, den er 1795 Humboldt mittheilte, nämlich ernstlich das Griechische zu studieren, niemals wirklich ausgeführt hat ⁴⁾.

Hatte aber Schiller zwar in der Schule zu Ludwigsburg Griechisch gelernt, doch nur die Rudimente, in seinen späteren Jahren aber sich mit demselben nicht weiter beschäftigt und auch die griechische Literatur völlig unbeachtet gelassen, endlich dann, als er auf die Lectüre derselben sich verlegte, zu Uebersetzungen gegriffen: so kann nichts begreiflicher und einleuchtender sein, als dass er die zu einer Uebersetzung eines griechischen Auctors nothwendige Kenntnis der griechischen Sprache in ganz ungenügendem Maße besaß und darum nicht befähigt war, die Uebersetzung der Euripideischen Iphigenie, deren Text überdies nicht ganz heil auf uns gekommen ist, selbständig und ohne Beihilfe nach dem Wortlaute des Originaltextes auszuarbeiten. Da indes Schiller seine Iphigenie als aus dem Euripides übersetzt bezeichnet, glauben wir uns einer interessanten Arbeit zu unterziehen, wenn wir untersuchen, in wie weit Schiller den Euripideischen Text zu Rathe gezogen hat und ob er berechtigt war, sein Stück als eine Uebersetzung aus dem Euripides dem deutschen Publicum darzubieten. Bevor wir aber an diese Untersuchung gehen, scheint es uns angezeigt, Schillers Reproduktion des antiken Dramas einer allgemeinen Besprechung zu unterziehen.

Was dem mit dem Drama der Griechen bekannten Leser des Schillerischen Stückes vor allem und am ersten auffällt, ist der Mangel des antiken, griechischen Charakters, welcher einer völlig modernen, leichteren und gefälligeren Darstellung Platz gemacht hat. Allein diese Thatsache hat ihre Gründe.

Die Iphigenie war für die Lengfeldischen Freundinnen bestimmt, da sie auf ihren Wunsch unternommen oder doch gewiss durch diesen theilweise veranlasst worden war. Schon dies bestimmte Schiller, den antiken Stoff des Dramas der

¹⁾ Die war 1776—79 in 7 B. zu Leipzig erschienen. Vgl. Boas, Maltzahn. S. 136.

²⁾ Vgl. Palleske, a. a. O. II. 127, Cholevius, a. a. O. II. 124.

³⁾ Vgl. Schillers Brief an Körner vom 20. August 1788 bei Gödeke, Briefw. I. 214.

⁴⁾ Vgl. Palleske, a. a. O. II. 364, Scherr, a. a. O. II. 126. Tom. a. a. O. S. 388. Humboldt selbst rieth ihm von diesem Plane ab. Allein viel weniger auf diesen Rath hin, als vielmehr im Gedränge seiner Arbeiten unterblieb die Ausführung dieses ernststen Entschlusses. Indes auch die Lectüre lateinischer Auctoren im Originaltexte wollte Schiller zu jener Zeit nicht recht von statten gehen. Im Winter 1795 auf 96 las er mit großem Interesse Juvenal, ja er brannte darin fortzufahren; auch Persius, Plautus und Martial wollte er folgen lassen. Doch da er sein Latein, wie er sagte, aus einer edleren Welt und zu wenig aus Schriften geschöpft hatte, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, so sah er sich wieder auf Uebersetzungen angewiesen, und erbat hierüber Humboldts Rath. Tomaschek, a. a. O. S. 390.

modernen Denk- und Empfindungsweise anzupassen. Auch lässt sich an mehreren Stellen Rücksichtnahme auf jene Fräulein¹⁾ mit ziemlicher Sicherheit constatieren. So lässt Euripides die Iphigenie, die sich bereit erklärt hat, ihr Leben freiwillig für das Wohl der Griechen auf dem Altare der Artemis zu opfern, V. 1394 die Worte sprechen: εἰς γ' ἀνὴρ κρείσσων γυναικῶν μυρίων ὄρα ν φάος. Wer den Zusammenhang dieser uns allerdings im Munde einer Jungfrau auffallenden Worte mit dem Vorausgehenden in Betracht zieht und sich bewusst ist, dass die griechischen Kriegshelden in Hinsicht auf den Wert der Frauen — Schillers Gedicht über die Würde der Frauen zeigt den modernen Standpunkt — nicht so dachten, wie manche unserer schmachtenden Stutzer im Officiersrocke²⁾, und demgemäß auch die griechischen Fräulein eine weit bescheidenere Meinung von ihrem Werte hatten als die unserer Zeiten und auch die Freundinnen und überhaupt die Zeitgenossinnen Schillers, der kann niemals auf den Gedanken kommen, auf den Schiller verfallen ist³⁾, dass nämlich εἰς γ' ἀνὴρ — Schillers übersetzt der Mann — auf Achill zu beziehen sei. Natürlich unser Dichter konnte auf Euripides nimmer den Vorwurf des Hasses des 'schönen Geschlechtes' ruhen lassen, und da vielleicht die Lengefeldischen dem griechischen Dichter gram geworden wären, wenn er sich als Weiberhasser entpuppt hätte, so musste der galante und urbane Freund die Worte der griechischen Heldenjungfrau auf Achill beziehen und dies zu rechtfertigen sich bemühen, lediglich um

¹⁾ Vgl. die S. 2, A. 1 angezogene Briefstelle, in der Schiller die Lengefeldischen ihrem Charakter nach schildert.

²⁾ Es ist nicht zu übersehen, dass die Personen der Euripideischen Dramen mehr realistisch geschildert werden. — Ueber die Stellung einer athenischer Frau, die bekanntlich einen mehr an orientalische Sitten erinnernden Charakter hatte, führen wir nur das eine Urtheil Schömanns (in dessen griech. Alterthümern, 2. Aufl. Berl. 1861, II. B. S. 531) an: «Man kann allerdings gar Manches in dem Leben einer solchen [athenischen Hausfrau] vermissen. Sie hat keine unterhaltende und belehrende Lectüre, sie treibt keine schönen Künste, es gibt für sie keine gesellschaftlichen Zirkel von Herrn und Damen mit geistreicher Conversation über Litteratur und Kunst und Zeitereignisse: Dinge von denen die Frauen auszuschließen uns Neueren als Barbarei und Verkennung der Würde und Rechte der Frauen erscheint. Und das ist gewiss: in der Art wie bei uns, wurde das weibliche Geschlecht in Athen nicht geehrt. Selbst der Liebende sah in der Geliebten keine solchen Vollkommenheiten, wie sie die moderne Romantik zu preisen weiß, das Natürliche und Sinnliche machte sich vorzugsweise geltend, und das allgemeine Urtheil erklärte die Weiber für ein untergeordnetes Geschlecht; nicht am Körper allein, sondern an geistigen und sittlichen Anlagen dem Manne nachstehend, schwach, verführbar, der Aufsichtigung und Leitung bedürftig, und der Theilnahme an den höheren Interessen, in denen das Leben des Mannes sich bewegte, wenig fähig. Es kann sein, dass hierin den Weibern unrecht gethan sei: uns wenigstens erscheint dies so, denn wir nehmen das Maß der Beurtheilung von den Weibern, wie wir sie kennen oder zu kennen glauben. Aber die Natur des Menschen ist nicht dieselbe unter jedem Himmelsstrich und bei jedem Volke: und sollte es denn wirklich eine allzu starke Zumuthung an unsere Bescheidenheit sein, wenn man uns ersuchte, wenigstens die Möglichkeit einzuräumen, dass die Griechen besser ihre Weiber, und was an ihnen sei und wozu sie fähig seien, besser zu beurtheilen im Stande gewesen als wir?»

³⁾ Wohl ist jener Gedanke nicht im Kopfe Schillers entsprungen, denn schon Prevost hat ihn ausgesprochen; allein auch die Billigung und Geltendmachung desselben macht unserer Argumentation keinen Eintrag. — Uebrigens hält heute niemand mehr den Euripides für einen Misogyn, man glaubt vielmehr das Gegentheil. Vgl. G. Günther, Grundzüge der tragischen Kunst, aus dem Drama der Griechen entwickelt. Leipzig und Berlin. 1885. S. 185.

«das Anstößige des Gedankens», wie er sich in der Anm. zu V. 1728 ausdrückt, zu beseitigen. Der Rücksicht auf die Lengefeldischen dürfte auch die Milderung der derb-sinnlichen Ausdrucksweise [in den V. 143—146, 1145—46 bei Schiller¹⁾], die in den Euripideischen Versen 128—132 und 917, 18 liegt, auf Rechnung zu schreiben sein.

Dass Schiller seiner Nachdichtung — denn eine Uebersetzung kann die Iphigenie in Aulis nicht genannt werden, wie die folgenden Auseinandersetzungen zeigen sollen, — eine moderne Färbung gab, war auch eine Folge seiner Geistesanlage, derzufolge er allem, was er dichtete oder reproducirte, seine Eigenthümlichkeit aufdrückte. «Er drückte überall», wir citieren Hofmeisters Worte²⁾, «den Dingen den Stempel seines Geistes auf, als er sich selbst vergessend in ihr Wesen einzugehen vermochte. Verstand und Phantasie rissen Alles in ihre eigene Bewegung hinein und erschwerten die reine Anschauung. Nur sein Herz konnte sich ganz hingeben». Ein jedes Blatt, ja fast jeder Vers des deutschen Dramas gibt hievon Zeugnis, und in der That, wer nicht wüsste, dass Schiller dasselbe größtentheils mit Hilfe der benützten Uebersetzungen schuf, könnte es leicht für ein selbständiges Werk des deutschen Dichters halten, zumal da die Sprache nicht an die antike Masse gebunden erscheint und ein einheitliches Gepräge trägt, so dass die ganze Arbeit wie aus einer Form gegossen sich darstellt.

In der lateinischen Uebersetzung sodann, die nach Schillers eigener Behauptung sein eigentliches Original war, hatte er keinen gefälligen, erwärmenden und ansprechenden Text vor sich und sah sich gar oft gezwungen, seine eigene Phantasie und Begeisterung zu Hilfe zu rufen. Da er sich außerdem mit den Feinheiten des Griechischen nicht zu helfen wusste, war er auch des öfteren genöthigt, sich das Original erst mühsam durch eigene Reflexion zu schaffen. War dies der Fall, so konnte er, der sich bisher mit Ausnahme der Homerischen Odyssee³⁾ nicht mit griechischer Litteratur abgegeben hatte und sonach mit der antiken Denk- und Anschauungsweise, dem Geiste und der Eigenthümlichkeit der griechischen Sprache, der griechischen

¹⁾ Wir citieren Schiller nach Gödekes hist. krit. Ausgabe und Euripides nach Dindorfs Oxforder-Ausg. v. J. 1832. Zur Rechtfertigung Schillers in diesem Punkte mögen hier die folgenden gewiss berechtigten Worte Wecks Platz finden: «Die sittlichen Anschauungen der vor- und nachchristlichen Zeit stehen sich oft diametral entgegen. Gewisse Geschmacksverirrungen, die in zarterer oder minder zarter Form auch namhaften Dichtern des Alterthums zu poetischer Behandlung geeignet erschienen, schlugen unseren Vorstellungen von poetischer Würde ins Gesicht. Auch die an sich anstößige Erotik gebraucht Vergleiche und Ausdrücke, die sich vielleicht vom Standpunkt der «köstlichen Naivität der Alten» rechtfertigen lassen, uns aber mindestens unaesthetisch und lächerlich vorkommen müssen. Was mir aber im griechischen und lateinischen Text — der mich direct in die Sphäre antiker Gewohnheiten und Anschauungen versetzt und zugleich wie eine Art Verhüllung wirkt — noch erträglich sein kann, wird in meiner keuschen Sprache einfach widerlich und über dieses Gefühl hilft selbst Geibels ‚classisches Liederbuch‘ nicht hinweg». (Principien der Uebersetzungskunst. Zugleich praktisch nachgewiesen an einer Uebertragung des «Dämon» von Lermontoff. Breslau 1876.)

²⁾ A. a. O. S. 105. Aehnlich äussert sich auch W. v. Humboldt in der Abhandlung: «Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung», welche als Vorerinnerung im Briefwechsel mit Humboldt abgedruckt ist. Vgl. S. 51.

³⁾ Homers Odyssee begann Schiller auch erst in Rudolstadt zu lesen. Vgl. S. 4 Anm. 4.

Sitten und Gewohnheiten, kurz mit dem alt-griechischen Leben nicht vertraut war, seiner vielfach aus der eigenen Phantasie reproducirten Dichtung nur seinen, den modernen Geist einhauchen und dem Ganzen ein neues, darum fremdes Gepräge geben. Denn um eine wörtliche Uebersetzung war es ihm nicht zu thun¹⁾, und er hätte mit einer solchen seinem Namen gewiss keine Ehre gemacht, vielmehr gieng er mit Bewusstsein auf eine freie Nachdichtung aus, die mit dem Muster nur den Inhalt und die Reihenfolge der Gedanken gemein hat, unternahm er ja seine Arbeit um seiner selbst willen, um den poetischen Genuss festzuhalten und seine eigene Kunst zu bilden²⁾. Er gab eben nur die Eindrücke, die sein Gemüth und seine Phantasie bei der Arbeit empfingen, in freier Form wieder. Dass diese Eindrücke aber nicht die besten waren, ist leicht begreiflich; kamen sie ihm ja nicht vom griechischen Original, das ihm Quelle des reinen Lichtes hätte sein sollen, sondern als bereits gedämpftes und geschwächtes, mitunter auch gefärbtes Licht aus Uebersetzungen zu, die weit unter dem Drama des Euripides stehen. Zudem gab er sich mit der Uebersetzung keine allzugroße Mühe; gesteht er ja selbst in dem Briefe an Körner vom 12. Dec. 1788, dass er die Uebersetzung des Aischylischen Agamemnon, die zu liefern er zu jener Zeit im Sinne hatte, mit mehr Fleiß als seine Uebersetzungen aus dem Euripides ausarbeiten werde. Auch kann billiger Weise in Anschlag gebracht werden, dass Schiller höchstens ein Vierteljahr sich mit der Iphigenie beschäftigt habe, eine sehr kurze Zeit, in der es ihm nicht möglich war, sich durch gründliches Studium und Auswendiglernen der Uebersetzungen, wie er beabsichtigte, mit dem Originale vertraut zu machen.

Was vor allem dazu beitrug, den specivisch antiken Charakter des griechischen Dramas zu beseitigen und die tragische Stimmung abzuschwächen, ist die vollständige Vernachlässigung seiner Form. Bei Euripides herrscht im Dialog der iambische Trimeter vor; neben ihm findet sich auch der trochäische Tetrameter (katal.) angewendet u. z. ganz zutreffend in Szenen und Gesprächen von bewegterem Charakter, so V. 306—375, 378—401 (Streit des Menelaos und Agamemnon), V. 855—916 (Gespräch der Klytaimnestra mit dem Alten über den Plan Agamemnons, die Iphigenie zu schlachten),

¹⁾ Vgl. den Briefwechsel mit Körner I, 353, Göd. I. 227. Bezeichnend für Schillers Standpunkt ist sein Urtheil über Göthes Iphigenie, das in der schon genannten Recension unseres Dichters über jenes Stück (Göd. hist. krit. Ausg. VI. B. S. 240) enthalten ist. Wir lassen es im Wortlaute folgen: «Man kann dieses Stück nicht lesen, ohne sich von einem gewissen Geiste des Alterthums angeweht zu fühlen, der für eine bloße, auch die gelungenste Nachahmung viel zu wahr, viel zu lebendig ist. Man empfindet hier die imponierende, große Ruhe, die jede Antike so unerreichbar macht, die Würde, den schönen Ernst, auch in den höchsten Ausbrüchen der Leidenschaft. — Dies allein rückt dieses Produkt aus der gegenwärtigen Epoche hinaus, dass der Dichter gar nicht nothwendig gehabt hätte, die Illusion noch auf andere Art — die fast an Kunstgriffe grenzt — zu suchen, nämlich durch den Geist der Sentenzen, durch eine Ueberladung des Dialogs mit Epitheten, durch eine oft mit Fleiß schwerfällig gestellte Wortfolge, und dergleichen mehr — die freilich auch an das Alterthum, und oft zu stark an seine Muster erinnern, deren er umso eher hätte erübrigt sein können, da sie wirklich nichts zur Vortrefflichkeit des Stückes beitragen, und ihm ohne Nothwendigkeit den Verdacht zuziehen, als wenn er mit den Griechen in ihrer ganzen Manier sich hätte messen wollen».

²⁾ So Gödeke in der Einleitung zu Schillers Uebersetzungen im 7. Bdch. von Schillers sämmtl. Werken. Stuttg. Cotta. S. 6.

V. 1337—1401 (Achilles erzählt Klytännestra, dass auch das Heer die Opferung ihrer Tochter fordere, und Iphigenie gibt den Entschluss kund, freiwillig für ihr Vaterland und dessen Frauen sterben zu wollen). Außerdem finden sich in der Eingangsscene anapästische Rhythmen, wie auch in den dem Abschiedsliede der Königstochter, das ganz freie Rhythmen aufweist, vorausgehenden Versen (1275—81).

Dieser dem griechischen Stücke eigenthümlicher Wechsel im Versmaße ist nicht zwecklos: die verschiedenen Rhythmen entsprechen der mehr oder minder bewegten und leidenschaftlichen Gemüthsstimmung der sprechenden Personen.

Schiller hingegen hat im Dialoge überall den fünffüßigen Iambus angewendet, der indes ziemlich oft 11 Silben aufweist¹⁾. Hiedurch aber würde einestheils die angenehme Abwechslung im Versmaße beseitigt, andererseits der Berücksichtigung der verschieden gefärbten Stimmung der handelnden Personen nicht Rechnung getragen, was dazu führte, dass eine nicht gleichgiltige Eigenthümlichkeit des griechischen Stückes außeracht gelassen, dessen tragische Stimmung gemindert, ja fast verwischt wurde²⁾. Außerdem hat Schillers Nachdichtung durch die Anwendung des kürzeren Versmaßes bedeutend an Ausdehnung gewonnen, weshalb auch der mehr präzise und gedrängtere Ausdruck einem mehr weitläufigen und volleren weichen musste.

Indes der deutsche Dichter verdient in diesem Punkte insoferne Entschuldigung, als der Gebrauch des iamb. Fünffüßlers als dramatischen Verses sich bereits in der deutschen Dichtung eingebürgert und auch schon Stolberg denselben in seiner Uebersetzung des Sophokles mit Geschick und Erfolg verwendet hatte. Auch war es zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jhr., wie Gödeke³⁾ bemerkt, nicht üblich, fremde dramatische Dichtungen (nach Inhalt) und Form treu wiederzugeben, da man die äußere Form derselben nur als eine schöne Zugabe betrachtete, die man selbst bei einer Uebersetzung nicht berücksichtigen zu müssen glaubte.

¹⁾ Mitunter finden sich auch 13silbige Verse; solche sind V. 546, 1121, 1408, 1771 und 1851. V. 308 und 819 sind Alexandriner, 622, 1551, 1840 iambische Trimeter. Schiller achtete demnach nicht allzu sorgsam auf die Einheit des Versmaßes.

²⁾ Zur Begründung unseres Urtheiles mögen einigermaßen folgende Worte Bernhardys (griech. Literatg. II, 283) über die Verwendung der iamb. Fünffüßler in den deutschen Uebersetzungen der sophokleischen Dramen dienen: «Unsere zahlreichen Uebersetzer haben uns bereits an Fünffüßler im iambischen Dialog (gelegentlich auch als bequemere Metra) gewöhnt und hiedurch eine populäre Form geschaffen, die dem Geiste des modernen Vortrags entspricht und den Dichter jedem mit dem Text nicht näher vertrauten Leser zugänglich macht. Durch den Gebrauch kurzer iambischer Zeilen . . . ist allerdings der Ton leichter geworden und eine größere Verständlichkeit bewirkt; indessen darf man nicht verkennen, dass Sophokles in einer schmuckreichen Form sich bewegt und sein schwerer, körniger Stil unter einer solchen Verkürzung leidet und verflüchtigt wird, sodass auch seine verschränkte Wortstellung und eigenthümliche Form des Ausdruckes, überhaupt die tragische Stimmung, Einfluß erleiden muss». «Der Dichter (welcher im Drama den Blankvers gebraucht) kommt bei der Neigung zu reichlichem, tönenden Ausdruck — und diese Neigung war ganz gewiss Schiller eigen — leicht dazu, in anderthalb oder zwei Verszeilen auszudrücken, was wohl in einer unterzubringen war.» G. Freytag. Die Technik des Dramas. S. 275. Zudem gehört der Blankvers zu jenen Versarten, welche nach Gust. Wecks Urtheil (vgl. dessen Schrift: „Principien der Uebersetzungskunst“, Breslau, 1876, S. 5) weder dem Dichter noch dem Nachdichter eine nennenswerthe Mühe verursachen.

³⁾ In der Einleitung a. a. O. S. 3.

Die in Rede stehende Wirkung hatte in noch höherem Maße die ganz freie Behandlung der lyrischen Partien des Dramas durch Schiller. Die Chöre erscheinen nämlich bei ihm in Hinsicht auf ihre Form ganz umgewandelt und haben mit den Euripideischen bloß den Gedankeninhalt gemein. Sie sind frei umgedichtete, in sich abgeschlossene Lieder, und was das auffallendste ist, in moderne, im Umfange und Baue von den Gesängen des Originals verschiedene Strophen abgetheilt. So erscheint die erste Strophe des I. Chorliedes in zwei, die Gegenstrophe in drei Strophen zerlegt. Die zweite Zwischenhandlung — so nennt Schiller ganz unzutreffend die lyrischen Partien des griechischen Stückes — weist sogar im ersten Theile vier Strophen auf, während die Antistrophe drei Absätze hat. In dem Chor des 3. Actes ist auch die Epodos in 3 selbständige Strophen aufgelöst.

Jedoch nicht allein die gleichartige Composition der Chorlieder hat einer freien, ungleichmäßigen weichen müssen, auch das Versmaß ist nicht berücksichtigt. Und, was ganz besonders befremdet, ist die Anwendung des den Alten nicht geläufigen Reimes in den Chorgesängen. Ein griechisches Chorlied in deutschen Reimen, ist das nicht etwas Ungereimtes? Ein Chorlied in gereimte Strophen umwandeln, heißt das nicht, es seines Charakters berauben, gereimte Lieder in eine Reproduction eines antiken Dramas einstreuen, heißt das nicht, neue Dichtungsart mit antiker unnatürlich mischen? Und kann bei einer solchen Umwandlung der Ausdruck des Originals noch Berücksichtigung finden, muss nicht hiebei die größte Willkür in Behandlung desselben nach Färbung und Ton zum Gesetze werden? Wo bleibt bei den hüpfenden Reimversen die Würde und Strenge des griechischen Ausdrucks? «Die Wahl des Reimes», sagt mit Recht W. Jordan¹⁾, «bewirkt unvermeidlich eine Fälschung der griechischen Lyrik durch eine völlig fremde Empfindung. — Auch die gelungensten Reimübersetzungen der Chöre sind höchstens anklingende Phrasen und verhalten sich zum Urtext wie zur Vollgestalt das Spiegelbild ihres Schattens». «Im hohen Drama», sagt der bekannte G. Freytag²⁾, «wird der Reim wohl immer zu klangvoll und spielend sein». Sehen wir uns ein Schillerisches Chorlied an.

Im zweiten Acte lässt der deutsche Dichter die Frauen aus Chalkis sagen:

Selig, selig sei mir gepriesen,	Jener bringt selige Freuden,
Dem an Hymens schaamhafter Brust	Dieser mördet das Glück.
In gemäßigter Lust	Reizende Göttin, den zweiten
Sanft die Tage verfließen.	Wehre vom Herzen zurück.
Wilde wüthende Triebe	Sparsame Reize verleih' mir Dione,
Weckt der reizende Gott,	Keusche Umarmungen, heiligen Kuß,
Zweierlei Pfeile der Liebe	Deiner Freuden bescheidnen Genuß
Führt der goldlockigte Gott!	Göttin! mit deinem Wahnsinn verschone!

Diese Verse sind wohl anmuthig und klangvoll; wer denkt aber bei dem Lesen derselben daran, dass sie eine Uebersetzung eines Gesanges einer griechischen Tragödie

¹⁾ In der Einleitung zur Uebersetzung des Sophokles. S. XXXII.

²⁾ Technik des Dramas, S. 278. ‚Der Reim‘ sagt G. Weck a. a. O. S. 14, ‚steht dem Alterthum ebenso unnatürlich zu Gesichte, wie das Metrum der modernen Zeit.‘

sein sollen? So frei sind auch die übrigen Chorgesänge wiedergegeben; alle enthalten gereimte Verse. Wie anders nehmen sich die eben citierten Verse in Donners Verdeutschung aus, die wir zur leichteren Vergleichung folgen lassen. Sie lauten (Donner. V. 536 ff.):

Selig wer in besonnener	Einer bringt ein seliges Los,
Scheu mit Mäßigung deine Lust	Der zertrümmert des Lebens Glück.
Kostet, göttliche Kypris!	Diesen, reizende Kypris,
Ruhig fließt sein Leben dahin,	Halte fern von unserm Gemach!
Nimmer getrübt von stürmender Wuth.	Mir sei bescheidener Liebreiz
Der goldlockige Liebesgott	Gegönnt und heilige Lust,
Hält zwei Bogen der Huld gespannt;	Auch Aphrodites keuscher Genuß;
	Doch unmäßigen hass' ich.

Wollte man auch zur Rechtfertigung Schillers für sein Modernisieren der Chorpartien geltend machen, dass diese nur in losem Zusammenhange mit der Handlung des Dramas stehen, dass sie bloße Ablagerungsstätten der Reflexion des Dichtergemüthes, fast überflüssige, nur der Tradition wegen beibehaltene Theile der Tragödie sind¹⁾, so war Schiller trotzdem noch nicht berechtigt, aus ihnen selbständige, nach seinem Geschmack und Kunstsinn geformte, von seinem Geiste durchhauchte Lieder zu machen, sie dazu noch in gereimten Strophen wiederzugeben. Es sind ja griechische Frauen, denen die Lieder in den Mund gelegt werden, und ihre schöne Form kann den Verlust des antiken Charakters nicht aufheben. «Eine andere Gattung der Dichtung,» sagt mit Recht W. v. Humboldt²⁾ bei Besprechung des Chorliedes über die Hochzeit der Thetis in Schillers Iphigenie V. 1290 ff., «wurde dadurch (durch die gereimten Strophen) ins Drama hineingetragen und der antike Geist konnte nur wie ein Schatten durch dass neue, ihm geliehene Gewand durchblicken.» Scherr meint, Schillers Uebersetzungen aus dem Euripides stehen wie Erholungsstunden mitten unter den Originalarbeiten, welche Schiller im J. 1788 vollendet hat, und nennt sie poetische Stilübungen, in die er — was er ihm zum Verdienste anrechnet, während es doch zum größten Theile deswegen geschah, weil die benützten Uebersetzungen ihm einen nichts weniger als erwärmenden Text boten und er sich mit den Feinheiten des Griechischen nicht zu helfen wusste, — den warmen Hauch seiner Begeisterung hineintrug³⁾. Wir geben dies gerne zu, erklären aber, dass uns diese Entschuldigungsgründe nicht genügen. Denn dies ist gewiss: hätte Schiller das Griechische so gut verstanden, dass er sein angebliches Muster ohne Beihilfe hätte lesen und übersetzen können, und sich auch mehr mit den griechischen Dramendichtern abgegeben, er hätte bei seinem Talente und Geschicke in der Behandlung der Sprache keine gereimten Chorlieder geschrieben. Dass er bei ihrer Reproduction den griechischen Text nicht zu Rathe gezogen hat, eben weil ihm die nothwendigen Sprachkenntnisse mangelten, davon geben Zeugnis die folgenden Worte, die in dem von ihm am 9. März 1789 an Körner geschriebenen Briefe zu lesen sind: «Zeit und Mühe hat es allerdings gekostet, und das, was bei Euripides schlecht war, bei weitem am meisten. Die Chöre haben durch mich

¹⁾ Vgl. Günthers Urtheil über die Euripideischen Chorlieder, a. a. O. S. 184.

²⁾ In der bereits erwähnten Vorerinnerung im Briefwechsel Schillers mit Humboldt. S. 18 f.

³⁾ A. a. O. S. 127.

was aber, wär' es auch nur der überwundenen Schwierigkeit wegen, vielleicht einen Reiz für diejenigen Leser hat, die durch eine solche Zugabe für das griechische Schauspiel erst gewonnen werden müssen. Kann mich dieses bei unseren griechischen Zeloten nicht entschuldigen, so sind sie hinlänglich durch die Schwierigkeiten gerächt, die ich bei diesem Versuche vorgefunden habe».

Wenn wir auch im Vorausgehenden auszuführen uns bemüht haben, dass Schiller durch Nichtbeachtung der Form des griechischen Originaldramas und ganz besonders durch die Anwendung von gereimten Strophen bei der Reproduction der Chöre seiner Nachdichtung den antiken Charakter benommen hat, und dies tadelnswert gefunden haben¹⁾, so stehen wir doch nicht an, Schillers früher angeführte Entschuldigung gelten zu lassen, ja sie als berechtigt anzuerkennen, und werden den guten Schiller auch von anderen Gesichtspunkten aus betreffs seiner Neuerung und deren üblen Folgen zu vertheidigen suchen. Vor allem ist zu berücksichtigen, dass der Text des Euripides ganz besonders in den Chören arg verderbt ist, und es darum Schiller auch bei besserer Kenntnis der griechischen Sprache nicht recht möglich gewesen wäre, diese nach Inhalt und Form genauer wiederzugeben. Sodann arbeitete er seine Iphigenie nicht nach dem griechischen Texte aus, sondern nach einer lateinischen und französischen Prosaübersetzung, aus denen er unmöglich ein Bild der Originallieder, ihrer größeren Einfachheit in Ausdruck und Composition abstrahieren konnte²⁾. Auch wollte er keine Uebersetzung im strengen Sinne des Wortes schreiben, sondern eine dichterisch-freie Reproduction, bei der es ihm hauptsächlich um Uebung in einem einfacheren Stile zu thun war. Nun waren die Uebersetzungen von Barnes und Brumoy recht trockene und wenig begeisternde, jeder poetischen Empfindung und Färbung entbehrende Bearbeitungen des griechischen Stückes, was ganz besonders an ihren lyrischen Partien sich fühlbar macht. Er musste darum viel von seiner Phantasie zugeben und mit ihrer Hilfe sich sein Original schaffen. Was Wunder, wenn bei dieser Thätigkeit Lieder

¹⁾ Auch Gödeke, der, wie später erwähnt werden wird, von Schillers Nachdichtung sagt, dass sie auf deutsche Leser einen befriedigenden Eindruck machen müsse, kann nicht umhin zu behaupten, dass seine Uebersetzungsmethode nicht als ein Gesetz der Nothwendigkeit aufzustellen und als Muster der Uebersetzungskunst zu betrachten sei, da bei ihrer Anwendung wesentliche Charakterzüge des Originals vor allem die strenge Hoheit des Stiles einer schmeichlerischen Gefälligkeit aufgeopfert werde. Einleit. a. a. O. S. 6.

²⁾ Wenn sich nun Schiller in der Anm. 3 (zur Gegenstrophe des zweiten Chorliedes) zur Rechtfertigung seiner freien Wiedergabe der Chöre auf die Schwierigkeit, „den eigentlichen Sinn des Textes herzustellen“ beruft, so scheint uns diese Bemerkung eine Täuschung zu bezwecken. Denn jedermann denkt sich unter jenem Texte den griechischen, was aber nicht zutrifft, denn dass dieser Schillers Muster bei Ausarbeitung der Chöre war, wird wohl niemand glauben, der weiß, dass der Dichter sich nach seinem eigenen Geständnis nicht mit den Feinheiten des griechischen Textes zu helfen wusste. Uebrigens ist Schiller auch bei der Wiedergabe der übrigen Chorlieder, die im Originaltexte besser erhalten sind, gleich frei vorgegangen. Es geht darum nicht an, dass Minkwitz Schillers Lossagen von der Form des griechischen Originals dadurch zu rechtfertigen sucht, dass er betont, der Rhythmus desselben sei zur Zeit Schillers noch nicht festgestellt gewesen. Minkwitz ist eben in der falschen Meinung befangen, Schillers Iphigenie sei das frei nachgedichtete Euripideische Stück gleichen Namens, und Schiller habe neben diesem eine genaue lateinische Interpretation nur als Beihilfe benützt.

zum Vorschein kamen, die von den griechischen nur die Gedanken erborgt haben, in Form und Rhythmus ein fremdes Aussehen haben?

Dann waren zu Schillers Zeit, was Gödeke zur Rechtfertigung seiner Abweichung vorbringt ¹⁾, die Gesetze der griechischen und deutschen Technik des Dramas nicht so vollständig und genau untersucht und festgestellt wie heutzutage; auch fehlte es der Kunst in Behandlung der deutschen Sprache noch an der Uebung, die dazu erforderlich war, um sich mit gefügiger Geschmeidigkeit in einen Erfolg verheißenden Wettkampf der deutschen Rhythmik und Sprache überhaupt mit fremder Metrik und Sprache einzulassen. Allein was den ersten Punkt der von Gödeke beigebrachten Entschuldigung anbelangt, — wir meinen die mangelhafte Klarstellung der Technik des griechischen Dramas zur Zeit Schillers — glauben wir erwähnen zu müssen, dass es von Schiller überhaupt ein gewagtes Unternehmen war, dass er sich ohne die nothwendige Vertrautheit mit dem Drama der Griechen, die er sich hätte durch eingehenderes Studium desselben und vorzugsweise durch die Lectüre der Meister der antiken Dramatik im Originaltexte erwerben sollen, an die Bearbeitung der Iphigenie machte. Sodann machen wir darauf aufmerksam, dass es ein von Grund aus verfehltes Unternehmen war, den Euripides aus den Uebersetzungen kennen zu lernen und durch Umarbeitung eines seiner Dramen auf Grundlage dieser ein Ideal dramatischer Kunst und Schreibweise sich bilden zu wollen. War es ihm denn möglich, aus Brumoy und Barnes des Euripides Manier zu erkennen, durch ihr Studium der antiken Tragödie mächtig zu werden und seine dunkle Ahnungen von Kunst und Regel in klare Begriffe zu verwandeln ²⁾. Was schließlich die Chorlieder betrifft, so konnten die Uebertragungen derselben bei Barnes und Brumoy ihn nie und nimmer über ihren Charakter und ihre Bedeutung für das antike Drama aufklären. Und dass dies der Fall wall war, zeigt sowohl seine Verdeutschung der Chöre der Aulischen Iphigenie, als auch die verfehlte Anwendung der Chöre in seiner Braut von Messina, die, wie selbst Vilmar sagt ³⁾, in der vollends mangelhaften Kenntnis der antiken Tragödie bei ihm ihren Grund hat.

Der zweite Punkt, auf den Gödeke zur Rechtfertigung Schillers hinweist, erheischt die Besprechung einer Principienfrage der deutschen Uebersetzungskunst, weshalb uns eine kurze Digression von unserem Thema nothwendig erscheint. Es ist von namhaften deutschen Gelehrten und Dichtern die Ansicht ausgesprochen worden, dass der Widerspruch zwischen der deutschen und antiken Verskunst gegen die Nachahmung griechischer Metra im Deutschen spricht. Der Rhythmus der griechischen Sprache, sagt man, ist ein musikalischer, der in dem regelmäßigen Wechsel von langen und kurzen Silben besteht, der der deutschen hingegen ein sprachlicher und beruht auf dem Stimmtone oder Accente der Worte ⁴⁾. Da nun in der deutschen Sprache — dies gilt selbstverständlich auch von der poetischen — die Silben nicht gemessen werden, ist sie nicht geeignet, den auf dem Quantitätsprincipe beruhenden Rhythmus der griechischen Verse (vom

¹⁾ Einleitung a. a. O. S. 3.

²⁾ Vgl. die auf S. 5 angezogenen Briefstellen.

³⁾ Vgl. dessen Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 22. Aufl. S. 428.

⁴⁾ Wir folgen hier den trefflichen Auseinandersetzungen E. Henschkes in dessen Dissertationsarbeit: „Ueber die Nachbildungen griechischer Metra im Deutschen“ Leipz. 1885. Vgl. S. 11f., 17f.

Hexameter bis zu den compliciertesten Versen der griechischen Lyrik) zum Ausdruck zu bringen, und es ist daher eine Einzwängung derselben in diese immer etwas Unnatürliches. „Das Alterthum,“ sagt Gustav Weck¹⁾, „lässt sich nicht übersetzen, d. h. in das Gewand einer modernen, ein grundverschiedenes Gepräge tragenden Sprache kleiden, und es kann von einer formalen Wiedergabe des Antiken überhaupt nicht die Rede sein: „Lachmann findet es natürlich,“ so schreibt der genannte Henschke a. a. O. S. 10, „dass deutsche Verse den schwebenden Tanz der griechischen nicht erreichen, Wackernagel mahnt, die vergeblichen Versuche aufzugeben, wir können keine antiken Verse machen, auch Westphal (Griech. Metrik. II, S. 252) sagt: «Es ist bedauerlich, dass wir die griechischen Metra in unserer Sprache nicht nachbilden können, aber wir können es nicht.» Klopstock, der vornehmste Begründer und eifrigste Vertreter der neuantiken metrischen Kunst konnte zuletzt nicht umhin, zu erklären, ein völlig griechischer Hexameter im Deutschen sei ein Unding²⁾. Herder bewährte auch hier sein feines Gefühl und seinen tief eindringenden Blick für die Eigenheiten der Sprachen und Kunstformen, indem er den Hexameter der Griechen als einen natürlichen Ausfluss von Sprache und Musik bezeichnete, während er bei uns künstliches Erzeugnis sei. Göthe hingegen, der nach seiner italischen Reise das Land der Griechen mit der Seele suchte, rollte ein ganzes Jahrzehnt den metrischen Sisyphusstein, um endlich mit dem zornigen Aufschrei:

bei alledem kommt nichts heraus,
als dass wir keine Hexameter machen sollen,
und sollen uns patriotisch fügen,
mit Knittelversen uns begnügen

davon abzustehen und die deutsche Sprache als unüberwindlich zu schelten und als den schlechtesten Stoff zu tadeln!

Gegen diese wohlbegründeten Bedenken wird sich nichts Stichhältiges vorbringen lassen, und in der That tragen alle deutschen Dichtungen, seien es Epen im Hexameter verfasst oder einfache Disticha, seien es Oden mit antiken Strophenbau oder Uebersetzungen griechischer Chorlieder im Versmaß der Urschrift, ein schwerfälliges Gepräge und haben für das Ohr des Deutschen einen mehr oder minder fremden Klang³⁾. Sollen aber darum die Dichtungen der Alten unübersetzt bleiben? Henschke kommt in der genannten Schrift zu dem Resultate: «Wenn der deutsche Rhythmus mit Länge und Kürze nichts zu thun hat, so ist zweierlei möglich: entweder, die Nachahmungen erfüllen das aufgestellte Gesetz der Zeitmessung gar nicht und sind nach deutschem Rhythmus gebildet, oder, sie erfüllen es nicht und fallen noch dazu aus dem Gebiete des deutschen Rhythmus heraus, sind also weder deutsch noch griechisch⁴⁾,» und erklärt, «dass eine Nachahmung griechischer Metra im Deutschen nie etwas anderes sein kann als eine Verwandlung des erstarrten musikalischen Rahmens in den wellenden Gang des deutschen gesprochenen Verses, oder um mit W. Jordan zu reden, der

¹⁾ A. a. O. S. 13.

²⁾ A. a. O. S. 19.

³⁾ Vgl. Henschkes Betrachtungen über die Oden Platens a. a. O. S. 31 ff.

⁴⁾ A. a. O. S. 19.

Nachahmer muss bestrebt sein, ein Versgebilde zu schaffen, welches sinngemäß gesprochen den annähernd gleichen Eindruck macht wie das Vorbild, wenn man es seiner Bestimmung zuwider nach dem metrischen Schema liest¹⁾.

Wir erklären uns mit diesen Grundsätzen einverstanden und es wäre nun unsere Aufgabe darzulegen, wie nach denselben Schillers verdeutschte Chorlieder zu beurtheilen sind. Leider fehlt uns dazu die nothwendige Vorbedingung, nämlich die begründete Ueberzeugung, dass Schillers Chöre eine Nachahmung der Euripideischen sind. Da wir nämlich der Meinung sind, dass wir aus der Thatsache, dass unser deutscher Dichter nicht einmal den Ausdruck der griechischen Chöre zu beurtheilen sich getraute, den richtigen Schluss gezogen haben, dass diese von Schiller nicht berücksichtigt wurden, glauben wir uns dieser Aufgabe als einer unnützen enthoben. Allein dies können und müssen wir zu Gunsten Schillers behaupten, dass er durch die Art der Reproduction der lyrischen Partien in Folge der richtigen Erkenntnis, dass es ihm unmöglich sei, die Harmonie — hiemit meint er gewiss den Rhythmus — der griechischen Verse nachzuahmen, jenen Grundsätzen theilweise entsprochen hat. Denn es lässt sich wohl nicht leugnen, dass der Reim der deutschen Lieder einigermaßen für das Ohr die nämlichen Wirkungen hervorbringt, wie der auf harmonischem Wechsel von langen und kurzen Silben beruhende lebhafte Rhythmus griechischer Gesänge; insoferne kann Schillers Wahl gereimter Strophen gerechtfertigt werden. Allein auch das ist auf der anderen Seite nicht zu verkennen, dass der Reim den griechischen Frauen in den Mund gelegten Versen unnatürlich zu Gesichte steht²⁾.

Schiller suchte die in Rede stehende Neuerung ferner dadurch zu rechtfertigen, dass er als deren Zweck hinstellte, durch dieselbe die mit dem antiken Drama noch unbekanntem deutschen Leser erst für dieses zu gewinnen³⁾. Das deutsche Schauspiel kennt eben keine Chorlieder, die nur dem griechischen Drama eigenthümlich sind. Da solche nun einmal im Euripideischen Stücke waren und sich nicht gut beseitigen ließen, mussten sie den Deutschen, wie Schiller meinte, erst mundgerecht gemacht und zu diesem Zwecke in ein modernes Gewand gekleidet werden.

Sodann fühlte unser Dichter, dass ihr Inhalt von keinem großen Werte — natürlich für die Handlung — sei, und darum nur ihr Rhythmus (ihre Harmonie) für das Original von Bedeutung sein könne, weshalb er, um doch für diese ein Aequivalent zu geben, ganz frei mit ihnen umzugehen für erlaubt hielt.

Es erübrigt uns noch, über die Form der Chorlieder in Hinsicht auf ihr Versmaß zu sprechen. Die einzelnen Strophen sind in verschiedenen Versarten gegeben; vorherrschend sind daktylische Verse, neben ihnen finden sich auch trochäische und iambische. Erstere sind ihrer Natur gemäß in Strophen angewendet, in denen leidenschaftlichere Gefühle zum Ausdruck gebracht werden, oder die eine Schilderung mehr ergreifender und lebhafterer Scenen und Ereignisse enthalten. So ist die Schilderung der Hochzeit des Peleus und der Thetis in der Strophe der vierten Zwischenhandlung,

¹⁾ A. a. O. S. 20.

²⁾ Vgl. G. Weck, a. a. O. S. 14.

³⁾ Vgl. S. 22.

der Preis des Glückes gemäßigten Liebesgenusses in der Ehe im Chor des zweiten Actes und die Beschreibung der Erstürmung der troischen Feste in daktylischen Versen gegeben. In trochäischen Versen hinwiederum erscheinen solche Strophen, welche einer mehr beruhigten Stimmung entsprechen und einen minder aufregenden und bewegten Inhalt haben. Ein solches Gepräge trägt die Beschreibung des vor Troia stehenden griechischen Heeres in der ersten Zwischenhandlung, der Preis der sittlichen Tugend in der Gegenstrophe der zweiten Zwischenhandlung und die Schilderung des bevorstehenden Unglücks der besiegten Trojaner in der Epodos des Chores des 3. Actes. Schließlich finden sich in den lyrischen Partien auch Strophen mit iambischen Versen, die den in Trochäen gegebenen gegenüber einen mehr lyrischen Charakter haben und bewegteren Gefühlen Ausdruck geben. Wir verweisen diesbezüglich auf die Epode der ersten Zwischenhandlung, deren Schluss auffallend in Daktylen ausklingt, welche die schlimmen Folgen der Entführung der Helena behandeln, und auf die des vierten Chorgesanges, wo das herbe Geschick der Iphigenie geschildert wird, ein greller Gegensatz zur Freude und Lust, die bei der in der vorausgehenden Strophe und Antistrophe dargestellten Hochzeit des Peleus herrschte.

Schiller hat somit im Gegensatze zu den complicierteren Rhythmen der griechischen Chorgesänge ganz einfache Versarten gewählt, die zu der jedesmaligen Stimmung des Chores passen. Die Verse sind glatt und klangvoll und entsprechen so einigermaßen dem musikalischen Charakter der griechischen Rhythmen. Es hat demnach auch hierin der deutsche Dichter den oben behandelten Uebersetzungsprincipien entsprochen.

Die Sprache der Schillerischen Chorpartien endlich ist edel, schön und wohlklingend. Mit welchem Geschick hat nicht der Dichter die vielen griechischen Heldennamen in die theils daktylischen, theils trochäischen Verse des Chores im ersten Acte eingefügt! Dies zustande zu bringen, dazu gehörte gewiss Fleiß und Gewandtheit in der Behandlung der Sprache. Alle athmen hohe Begeisterung und inniges Gefühl, und können darum an und für sich betrachtet, was Wohlklang (Harmonie), Sprache und Darstellung der wechselnden Gefühle anbelangt, als gelungen bezeichnet werden. Wir stehen darum nicht an, dass Schiller mit seiner Zugabe, wie er seine gereimte Strophen nennt, einen guten Kunstgriff gethan hat, und glauben ihm recht gern, dass ihm die Ausarbeitung der Chöre nicht geringe Mühe gekostet hat, wegen der Schwierigkeiten, die er bei diesem Versuche vorgefunden hat¹⁾, was ein jeder thun wird, der Brumoy's und Barnes' Uebersetzungen kennt. Es ist darum Schillers Fleiß nur bewunderungswert, der allein unterstützt von des Dichters empfänglichem Gemüth, seiner Begeisterung und Phantasie aus dem gar nicht erwärmenden Material schmucke und wohlklingende Lieder schuf, die für deutsche Leser von nicht geringem Reize sind.

Wir geben deshalb auch ohne Zaudern und Bedenken Schiller recht, wenn er behauptet, dass die Chöre in dieser Beziehung durch ihn gewonnen hätten, womit er sagen wollte, dass schwerlich ein anderer Dichter dasselbe geleistet hätte, und unterschreiben aus diesem Grunde Gödekes Urtheil: „Und in der That müsste ihm (Schiller)

¹⁾ Vgl. S. 22.

der griechische Tragiker für diese Art, seine Dichtung durch nachschaffendes Dichten zugänglich gemacht und erhöht zu haben, dankbar sein, denn der Eindruck der deutschen Dichtung auf moderne Leser muss tiefer und reiner sein, als die Wirkung des Griechen auf Griechen sein mag¹⁾.

Erwähnen wollen wir noch, dass die gereimten Chorlieder ganz gut zum Charakter des ganzen Stückes passen, das, wie wir schon gezeigt haben, durch seine veränderte Form und gleich freie Umdichtung selbst der dialogischen Theile ein modernes Gepräge trägt, zumal auch der Uebergang von den in Iamben verfassten Szenen, die ebenfalls eine edle und fließende Diction aufweisen, zu den lyrischen Partien kein unvermittelter ist. Zum Schlusse weisen wir darauf hin, dass Schillers Nachdichtung nach Art der modernen Dramen in Acte und Szenen getheilt ist²⁾.

(Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Auf Körner, der mit Schillers Uebertragungen nicht einverstanden war — in dem Briefe vom 4. März 1789 sagt er: «Als einen Zeitvertreib, um deine Kräfte zu versuchen, will ich's wohl passieren lassen. Auch hast du vielleicht Vortheil davon, dich an einen weniger üppigen Stil zu gewöhnen. Aber viel Anstrengung darf dich diese Arbeit nicht kosten», Göd. I, 284 — machte die Schillerische Iphigenie den Eindruck, als habe Schiller sein Original besonders in den Chören, hie und da auch im Dialoge, verschönert, und er nahm sich vor, eine gegenseitige Vergleichung der beiden Stücke anzustellen, um sich hievon zu überzeugen. Vgl. Göd. I, 284. In einem späteren Briefe schmeichelte er sogar seinem Freunde mit den Worten: «Ein solche Uebersetzung der Chöre wird dir nicht leicht einer nachmachen» (Brief von 22. Mai, Göd. II, 314).

²⁾ Hierin ist Schiller freilich nicht originell, denn schon Barnes und später Brumoy haben die Iphigenie in Acte getheilt.

Geometrie und Geographie	weiblich	Dr. Josef Kudista, k. k. Professor, VIII. Classe.
Mathematik	weiblich	Franz Kocian, k. k. Professor.
Physik	weiblich	Dr. Stephan Zach, k. k. Professor.
Chemie	weiblich	Dr. Adrian Haller, k. k. Professor.
Botanik	weiblich	Dr. Franz Placok, k. k. Professor.
Medizin	weiblich	Wenzel Eymar, k. k. Professor.